

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke.

(Fortsetzung.)

Leonhard schwieg, erschüttert von der Rückerinnerung. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ein so gemeingefährlicher Kranker, dessen Nervenleiden in Tobsucht ausgeartet war, mußte jahrelang in der Anstalt beobachtet werden, bevor man es verantworten konnte, ihn der menschlichen Gemeinschaft zurückzugeben.

„Als ich endlich nach Jahr und Tag aus der Anstalt entlassen wurde, teilte man mir meine Verabschiedung aus dem Heere mit, welche in allen Ehren und mit der Pensionierung als Hauptmann stattfand. Ich wurde für invalide erklärt, ich war ja im Irrenhause gewesen, und das war Grund genug, mich auf meinen Beruf verzichten zu lassen."

Mit Bitterkeit fügte er hinzu: „Die Furcht vor meinem angeblichen Wahnsinn veranlaßte Deine Mutter, mich aufzugeben. Alle Schritte, mich meiner Gattin zu nähern, sie von meiner völligen geistigen Gesundheit zu überzeugen, hatten keinen Erfolg. Da wollte ich an mir selbst verzweifeln. Aber die Arbeit hat mich gerettet."

Er schwieg mit einem Seufzer, als sei ihm eine Last vom Herzen gefallen. Dann erhob er sich.

„Du gehst doch noch nicht, lieber, guter Vater?" sagte Eva, sich ängstlich an ihn schmiegend. „Wie soll ich es ertragen, Dich wieder verlieren zu müssen?"

Die innere Bewegung spiegelte sich auf seinem Antlitze wieder, als er, einen Kuß auf ihre Stirne drückend, entgegnete: „Wie gerne, mein Kind, würde ich sagen: Auf Wiedersehen! Aber es scheint, als führte das Unglück mich mit denen, die ich liebe, immer nur zusammen, um mich wieder von ihnen zu trennen. Laß uns aber das beste hoffen. Und nun dennoch: Auf Wiedersehen!"

Er legte ihr segnend die Hand aufs Haupt und schritt zur Thür hinaus. Eva eilte ihm nach, doch bald wurzelte ihr Fuß am Boden, als er ihr mit der Hand zuwinkte, daß sie ihm nicht folgen solle.

Sie blickte ihm mit brennenden Augen nach, bis er um die nächste Ecke verschwand. Dann brach die Erstarrung ihres Schmerzes, und die Hände vors Gesicht pressend, stürzte sie laut aufschluchzend in den Pavillon zurück, wo sie sich auf eine Bank warf und ihren Thränen freien Lauf ließ.

Was stürmte alles auf sie ein! Das Leben hatte ja mit einem Male ein ganz anderes Gesicht für sie bekommen. Sie konnte es kaum fassen, daß der heißgeliebte Vater sein Lebensglück hatte einbüßen müssen, indem er das Opfer eines Verbrechens geworden war. Nein, es gab kein milderes Wort dafür!

Sophie, dieser Rachegeist, hatte den Unglücklichen vernichtet, ihm alle Brücken abgebrochen, die ihn je wieder in den Schoß der Familie hätten zurückführen können. Wie sie ihr grollte! O, warum besaß die Mutter in ihrem milden, sanften Gemüt nicht ein Körnchen Kampfesmut — es hätte sie, im Verein mit ihrer Herzensgüte damals, als die Würfel ihres Geschickes noch nicht gefallen waren, zum Siege geführt.

„O wie gut," rief sie, „daß der Schöpfer mich nicht so sanft wie die Mutter hat werden lassen. — So will ich denn sie, die meinen Vater vernichtete, es sühnen lassen."

Die neue Uferanlage am Düsseldorfer Rheinhafen. (Mit Text.)

Eva trat aus dem Pavillon und schritt, ihren Gedanken weiter nachhängend, durch die Alleen des Gartens.

„Auf Deinen Knieen," dachte sie so erregt, als ob sie Sophie vor sich hätte, „müßtest Du meinen Vater um Vergebung anflehen,

nachdem Du der Mutter Deine That bekannt. — Es muß mir ja gelingen, euch, meine Eltern, wieder zu vereinigen! Ich fühle mich als das Werkzeug der Vorsehung, die mich dazu ausersah, alle Fäden in meiner Hand zu vereinigen!"

Thränen freudiger Hoffnung netzten ihre Augen. Die Fähigkeit zu handeln, hatte gleichsam schlummernd in ihrer Natur gelegen, nun aber war sie erwacht und drängte stürmisch nach Bethätigung.

9. Wandlungen.

Ratlos, wie gebrochen, ging Leonhard davon. Wie stürmte es in seinem Herzen, dieses reine Glück, das ihm aus dem Besitz seines holden Kindes erwuchs, zurückstoßen zu müssen, wenn er die Hindernisse überwinden wollte, die ihn von der Vereinigung mit Gerda trennten. — Es war nun ein neuer Faktor in sein Denken, Fühlen und Wünschen gekommen, neues Unglück erhob sich dräuend gegen ihn, ihm das Herz zu zerfleischen. Es hatte der Geliebten bisher mit jeder Faser angehört, nun aber kämpfte seine Tochter um ihren Platz darin, ohne zu wissen, welche mächtige Widersacherin sie habe. Wem von beiden sollte er den Sieg wünschen? O, daß es Krieg wäre und eine mitleidige Kugel ihm die Wahl ersparte — sie allein konnte ihm den Ausweg aus diesen Wirrnissen zeigen.

Von seinen Gedanken gefoltert, durchirrte er die Stadt. Wohin hatte er doch gehen wollen? Zum Rechtsanwalt! Er hatte nachzufragen beabsichtigt, ob der Notar die Aufforderung an Elisabeth hatte ergehen lassen, in eine persönliche Unterredung mit ihrem ehemaligen Gatten zu willigen, in der Leonhard seinem Ziel, die Scheidung durchzusetzen, näher zu kommen hoffte. Nun wagte der Unglückliche, von den letzten Eindrücken beherrscht, es nicht auszudenken, daß dieser Brief schon abgeschickt worden sei.

In höchster Erregung betrat er das Haus des Rechtsanwalts. Der teilte ihm, Leonhards Beifall erwartend, mit, daß er das Schreiben soeben an Frau Elisabeth abgesandt habe. Leonhard bat den Juristen in höchster Verwirrung, jetzt keine weiteren Schritte in der Angelegenheit zu thun, da er sich veranlaßt sehe, sie vorläufig ruhen zu lassen. Dann eilte er, der erstaunten Miene des alten Herrn nicht achtend, wie von Furien verfolgt, davon, während der Zurückgebliebene sich nicht enträtseln konnte, was den sonst so ruhigen und besonnenen Mann verstört und ihn zu diesen unerklärlichen Maßnahmen veranlaßt haben könne.

Der nächste Tag fand Leonhard in Berlin, wo er kaum einige Minuten in seiner Wohnung verweilte, um dann zu Gerda zu eilen, die er im Hause Onkel Theobalds zum Besuch anwesend wußte.

Er wartete die Anmeldung des Dieners nicht ab, sondern eilte, ihn zur Seite schiebend, in das Blumenzimmer, wo er die Geliebte zu finden hoffte. Freudig überrascht bei seinem stürmischen Eintritt erhob sie sich; ihre hohe Gestalt war in ein weißes Morgengewand von schwerem, faltenreichem Stoff gekleidet. Sie eilte ihm entgegen. Zärtlich und zugleich voll Spannung richtete sie den Blick auf ihn. Ihre Hände hielten ein Bild, das sie noch eben betrachtet hatte — sein Bild; nun stand er selbst, den ihre sehnenden Gedanken herbeigerufen zu haben schienen, vor ihr.

„Leonhard, mein Leonhard," jubelte sie und hing voller Freude an seinem Halse.

„Geliebte!" flüsterte er mit gepreßter Stimme; ein heißer Kuß kündete die ganze Glut seiner Liebe für das schöne Mädchen.

Sie gab seiner Bewegung eine frohe Deutung.

„Du bringst mir frohe Nachricht, nicht wahr, mein Leonhard? Daher hast Du mich mit Deinem Kommen überrascht. Ich konnte es ja nicht hoffen, Dich schon so bald wiederzusehen."

„O meine Gerda!" rief er in fassungslosem Schmerz.

Es überlief sie eisig.

„Also es ist noch nicht erreicht?" fragte sie bebend. „Vielleicht niemals?"

„Ich weiß es nicht —." Er schlug den Blick zu Boden.

Beide schwiegen. Gerda preßte die Hände vors Gesicht. So sollte sich denn das Glück auf immer von ihr wenden? Das Glück, für den Teuren zu leben, ihn von den erlittenen Qualen, die ein furchtbares Geschick ihm zugefügt, aufzurichten, und ihn an ihrem Herzen heilen zu können?

Auch er hing seinen peinvollen Gedanken nach. Durfte er ihr sagen, daß er nun nicht mehr den Mut fand, nach ihr, dem herrlichen Weibe, das ihm bisher das höchste irdische Glück verhieß, die Arme auszustrecken, — daß er bis ins innerste Mark erbebte, wenn er es sich vergegenwärtigte, mit welchem zutraulich flehenden Blick sein Kind ihn um seine Vaterliebe angefleht hatte.

„O, wie namenlos schwer ist unser Schicksal," schluchzte Gerda.

Dieser Ausdruck des Gefühls erschütterte Leonhard tief. Er sah sie, deren Selbstbeherrschung unerreicht dastand, von ihrem Schmerz übermannt, und nun sollte er ihr mit dem Bekenntnis über das jüngst Erlebte das Messer ins Herz stoßen, — ihr, die mit engelgleicher Güte ihm das Leben zum Paradies gestaltet hätte.

„Du hast Trauriges erlebt, Leonhard, ich fühle es."

„Du errätst es."

„Schenke mir Dein Vertrauen, sage es mir offen."

„Ich kann es nicht," rief er voll Schmerz.

„Sind Deine Freuden nicht meine Freuden und Deine Leiden die meinen?" fragte sie innig.

„Nun, so laß es mich Dir denn sagen: ich habe meine Tochter wieder gesehen — meine Eva!"

„Dein Kind!" sagte sie erschüttert, doch mit sanftem, rührendem Ausdruck, indem ein schönes Lächeln über ihr Gesicht zog. „Und Du liebst sie?"

„Von ganzer Seele. — O, wie soll ich Dir nun schildern, wie ihr Anblick mir das Herz bewegte! Welch eine Himmelswonne bot sich mir, als mir das Mädchen, das ich nun zum ersten Male erblickte, als hold erblühte Jungfrau gegenübertrat. Voll Herzensgüte, die mit Verstand gepaart ist, und im Schmuck aller Tugenden, die ein weibliches Wesen zieren können, fand ich mein Kind. Durch Länder und Meere waren wir bisher voneinander getrennt gewesen, und nun wir uns fanden, da sahen wir ein, daß wir in jeder Stunde unseres Lebens, da wir einander nicht besessen hatten, einen unersetzlichen Verlust erleiden mußten."

Gerda schlug die Hände vors Gesicht. Sie weinte laut.

„Eva hat mich auf ihren Knieen angefleht, sie nicht aufzugeben, sie nicht vaterlos zu lassen, sondern — zu ihr und ihrer Mutter zurückzukehren."

Erschüttert schwieg Leonhard unter dem Ansturm seiner Bewegung.

„Und — was gedenkst Du zu thun?" fragte Gerda mit tonloser Stimme.

„Was erwartest Du von mir?"

Mit Bangen sah er ihr ins Auge.

„Erhöre Dein Kind."

„Das bedeutet die Trennung von Dir! Töte mich, Gerda, aber reiße mich nicht von Deiner Seite!"

„Folge Deinem Kinde — frage nicht nach mir. Du mußt die Kraft finden — unserer Liebe zu entsagen!"

„Ich kann es nicht." Er ächzte in qualvollem Stöhnen auf. „Du warst mein guter Geist, der mich aus meinem Herzenselend zu Dir emporhob, der mich den Lebensjammer meiner Vergangenheit vergessen ließ! Soll ich nun wieder hinabsinken?"

„Deines Kindes zarte Hand wird Dich halten."

Sie reichte ihm ihre beiden Hände hin. Er fühlte unter ihren ruhigen Worten den Schauer, der sie durchfuhr, während in ihr die Menschlichkeit um ihre Liebe kämpfte.

„Ach Gerda," rief er außer sich, „wie oft habe ich mein Leben verwünscht, aber die Qualen dieser Stunde sind furchtbarer für mich als tausendfacher Tod!" Er verstummte, dann fuhr er mit Bitterkeit fort: „Warum habe ich während meines ganzen Daseins immer nur zuschauen dürfen, wenn andere den überschäumenden Becher des Genusses mit begehrlichem Munde tranken, während mir nur einige versprengte, karge Tropfen des berauschenden Trankes die dürstenden Lippen netzten? Kaum hatte ich das kostbare Naß geschlürft, als es in meinen Adern zu Gift wurde."

„Ich leide wie Du, auch mir verwandelte sich jede frohe Hoffnung in bitteres Leid. Nach diesem kann mich kein härteres mehr treffen."

Ihre Ruhe, ihre Seelengröße standen zu seinem heftigen Empfinden in grellem Gegensatz.

„Wie furchtbar ist mein Verhängnis!" rief er voll Schmerz. „Während ich danach trachtete, die Aufhebung dieser Scheinehe — denn das war sie seit siebzehn Jahren — durchzusetzen, während ich nichts unversucht ließ, zum Ziel zu kommen, soll ich mir nun selbst verbieten, es erreichen zu wollen, um mein geliebtes Kind nicht zu verlieren. Meine arme Eva! Ach, sie weiß nicht, wie ihr Vater um sie leidet!"

„Preise sie glücklich, denn sie wird Dich besitzen."

„Ach, ich kann ja keinen Entschluß fassen!"

„Ich segne Deine Tochter," sagte Gerda mit sanfter Stimme, „kehre zu ihr zurück."

„Laß mich zu Deinen Füßen sterben, aber wende Dich nicht von mir!"

„O mein Gott, wie soll das enden!" rief sie verzweiflungsvoll.

„Ich weiß es nicht," stammelte er dumpf.

„O Leonhard," rief sie, „nur mit blutendem Herzen würde ich auf Dich verzichten, aber ich muß Dir entsagen, denn unsere Vereinigung bildete die Schranke, die Dich von Deinem Kinde trennen würde."

„Und ich sollte Dein und mein Glück zertreten? Siehst Du nicht meine Qual? Ich kann es nicht!"

„Wir müssen uns opfern," sprach Gerda mit fester Stimme, indem Leichenblässe ihr edles Gesicht bedeckte. „Laß uns Abschied voneinander nehmen."

„Nein, nein," rief er, sie stürmisch umfassend, „ich kann nicht von Dir lassen! Soll der Traum ahnender Glückseligkeit, den ich so spät geträumt, auf immer vorbei sein, wenn ich Dich verliere?"

Ihre Augen hingen unverwandt an seinen Lippen.

„Thue, was Dein Herz und Dein Gewissen Dir vorschreibt," sagte sie. „Ich vertraue Dir."

„Gott helfe mir, den rechten Weg zu finden!"

Er stürzte davon.

Nun, da sie mit ihren gramvollen Gedanken allein blieb, war es mit ihrer mühsam behaupteten Fassung vorbei.

„Verloren, auf immer verloren!" rief sie, von ihrem Jammer überwältigt, die Hände vors Gesicht pressend. „O, warum durfte ich ihm nicht zurufen: ‚Dein Platz ist an meiner Seite, denn ich liebe Dich!'"

Wie aber hätte, wenn sie dem Egoismus ihres Herzens gefolgt wäre, das Bewußtsein einer schweren Schuld, die sie damit gegen Eva beginge, ihr Gewissen belastet. Warum mußte zwischen Eva und ihr selbst deren Mutter stehen! Wie liebevoll hätte sie sonst dem Mädchen ihre Arme geöffnet und ihr eine Heimstätte bei sich und dem Vater bereitet — es durfte nicht sein!

Nur der Trost blieb ihr, daß sie selbst mit keiner Gegensünde sich ihre Selbstachtung verscherzt habe. Ob auch das Schicksal sie beugte, sie konnte ihr Haupt, frei von Schuld, erheben.

10. Ein Mutterherz.

Elisabeth war von Stangenwalde, dem Gute Sophiens, nach Hause zurückgekehrt. Eva hatte die Mutter vom Bahnhof abgeholt und ließ ihr, als sie in der Wohnung angekommen waren, kaum Zeit, die Reisekleider abzulegen.

Das Mädchen warf sich ihrer Mutter schluchzend an die Brust.

„Du weinst, mein Kind, — Du freust Dich nicht?"

„O liebe Mutter, wie kannst Du fragen! Aber ich habe den Vater wieder gesprochen — er war bei mir."

„Wie? Er hat Dich aufgesucht?"

„Ich bat Ottomar, ihn zu mir zu führen."

„Eva, weißt Du denn nicht, was Du mir damit anthust, indem Du heimlich mit dem Vater verkehrst?"

„Es zieht mich ja gewaltsam zu ihm hin — ich liebe ihn so innig."

Elisabeth schwieg betroffen.

„Er hat sein ganzes Leben vor mir aufgerollt," sagte Eva, „er hat mir geschildert, wie er Dich geliebt, wie er um Dich und mich gekämpft, wie er aber unterliegen mußte, weil seine Bitten ungehört verhallten."

Elisabeth durchmaß mit unruhigen Schritten das Zimmer.

„Hör' auf, hör' auf, Kind!" rief sie gequält.

„Warum willst Du mich nicht anhören, Mutter? Soll ich nun im Herzen auch Dich verlieren, die Du mir bisher das Höchste auf der Welt warst?"

Beklommen antwortete Elisabeth: „Was ich that, mein Kind, war mir durch die Verhältnisse vorgeschrieben. Du urteilst falsch über den Charakter seines damaligen Leidens. Es liegt in der Natur dieser Krankheit, daß die davon Betroffenen ihren Zustand nicht beurteilen können. Fast jeder Wahnsinnige hält sich für gesund und hadert mit seinen Pflegern über seine Gefangenhaltung. So ist es auch Deinem Vater ergangen, der bei dem ersten Ausbruch seiner Geisteskrankheit seine Hand gegen Dein und mein Leben erhob! Nur Sophie hat uns bei dem furchtbaren Vorgange durch ihre Geistesgegenwart gerettet."

„Hat sie ihn Dir geschildert? Und Du hast ihr geglaubt?"

„Gewiß, wie sollte ich nicht! Es war ja damals sonst niemand weiter zugegen. Was war natürlicher, als daß ich mich später ihrer Einsicht unterordnete, als sie von mir verlangte, mich von meinem Gatten zu trennen, da die Wiederholung dieser Anfälle vorauszusehen war."

„Wenn Du den Vater liebtest, Mutter, dann hättest Du es dennoch gewagt."

„Sollte ich Dich vielleicht hingeben müssen, die mir der Himmel als Ersatz für mein verlorenes Glück in die Arme gelegt? Dein Leben war mir teurer als mein eigenes. Mußte ich es nicht schützen?"

„O, was lag an mir, wenn ich darum den Schutz des Vaters entbehren mußte!"

„Die Pflicht gebot mir, mein Kind, anders darüber zu denken. Du weißt es nicht, wie ich unter der Vereinsamung gelitten habe. Bedenke, was es heißt, im Alter von dreiundzwanzig Jahren sich selbst zum ewigen Witwentum verurteilt zu haben, auf Glück, Stellung, Ansehen und allen Schutz, den ein Gatte giebt, zu verzichten. Du kennst meine traurige Gemütsstimmung, die selbst Deine fröhliche Jugend nicht zu bannen vermochte. Seit Jahr und Tag ist mir nun durch Deinen Vater eine große Kränkung angethan worden: sein Rechtsvertreter richtete in seinem Namen die Zumutung an mich, in die gerichtliche Scheidung einzuwilligen, die mein Gatte aus mir unbekannten Gründen erstrebt."

Eva stieß einen Laut des Schreckens aus.

„Ich habe es ausgeschlagen," fuhr die Mutter fort, „im Lauf dieser trostlosen siebzehn Jahre eine neue Ehe einzugehen, nachdem ich alles verloren hatte, was mein Herz in der Jugendzeit mit Liebe umschloß. Mein Unglück sei Dir heilig, sieh mein ergrautes Haar, meine gealterten Züge und ermiß daraus, welche schwere Bürde ich durch das Leben zu tragen hatte. Und nun mußte zuletzt noch dieses kommen!"

„Was hast Du dem Rechtsanwalt geantwortet?" Evas Stimme bebte.

„Ich wies seine Zumutung zurück. Ich mußte es Sophie fest versprechen, diese öffentliche Demütigung niemals zu erdulden. Ich glaube, ich bin es mir selbst und auch Dir schuldig. Ich wünschte es Dir nicht, die Tochter einer geschiedenen Frau zu sein. Wenn auch kein Schatten auf meine Ehre fallen kann, so würde ich doch vielleicht falsch beurteilt werden, und Du müßtest mit darunter leiden!"

„Ach Mutter!" rief Eva hingerissen, im Begriff, Sophiens Verrat aufzudecken, aber sie stockte, sie fand doch nicht den Mut dazu. Zuerst sollte die Stunde der Abrechnung mit Sophie stattfinden. Aber ein anderer Gedanke beherrschte sie.

„So laß es Dir denn sagen," rief sie mit sich überstürzenden Worten, „ich hoffe fest, der Vater wird sich mit Dir versöhnen; ich sah es deutlich, er hat seinen Sinn in letzter Zeit geändert. Vielleicht bedarf es nur eines Wortes von Dir und ihr seid versöhnt."

„Du täuschest Dich, mein Kind!"

„Nein, nein, der Vater sprach zu mir davon, daß die Heimat ihm etwas so Köstliches gegeben habe, wie er es nie zu hoffen gewagt. Ich bin es, mich will er wieder haben, sein Kind! Komme ihm auf halbem Wege entgegen — und er ist wieder unser!"

Sie rief diese Worte mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres jungen Herzens und sank ihrer Mutter zu Füßen, in inbrünstigem Flehen deren Kniee umfassend.

Elisabeth erbebte unter den Worten ihres Kindes. Ihr ging ein Schauer durchs Herz, die Stunde der Erkenntnis war für sie gekommen. Alle Gefühle, die Sophie noch jüngst in ihrer Seele durch Spott und Hohn zurückzudrängen sich bemüht hatte, traten nun wieder hervor, und die halb zur Ruhe gebrachten Gewissensängste stiegen quälend aus des Herzens Tiefe herauf. Die Reue war es, die ihr Haupt erhob und mit unbarmherziger Gebärde auf die idealen Güter hinzeigte, die den Schmuck des Lebens dieser Frau hätten bilden sollen, die sie jedoch verlieren mußte, weil sie in ihrer Blindheit sie von sich gewiesen hatte. Es war das Familienglück und der Segen treuer Pflichterfüllung. Zu spät, zu spät die Umkehr!

Als ob Eva ihre Gedanken erraten hätte, rief sie: „Liebe Mutter, es ist noch nicht zu spät! Mache gut, was Du versäumt; laß mich den Vater zu Dir führen, — dann wird unser Glück seinesgleichen nicht auf Erden haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Mein erster geschäftlicher Versuch in Amerika.

Von O. Christensen.

Höre einmal, alter Junge," sprach eines Tages mein Vetter: „Du bist bald vier Monate in Amerika, ich meine, es ist die höchste Zeit, daß Du etwas anfängst!"

„Was sollte ich wohl anfangen, Fred, mit meinen ungenügenden Kenntnissen des Englischen?" antwortete ich. „Außerdem vergißt Du, daß ich nicht Kaufmann bin wie Du und überhaupt sehr wenig Neigung zu diesem Berufe verspüre! Das einzig richtige scheint mir zu sein, meine medizinischen Studien zu vollenden, um mich dann als Arzt zu etablieren."

„Das heißt mit anderen Worten, noch einmal das kleine Vermögen, welches Dir zur Gründung einer Existenz dienen sollte, zu verjubeln! Mein lieber Kurt, dem kann ich nicht zustimmen. Wenn Deine medizinischen Kenntnisse nicht genügen, um Dich sofort als Doktor niederzulassen, so kann ich Dir nur dringend raten, die Carrière an den Nagel zu hängen!"

„Und was rätst Du mir, Fred?" frug ich weiter.

„Nun, was denn anders, Kurt, als ein Geschäft anzufangen?"

„Ein solches müßte ich aber doch erst einmal lernen!"
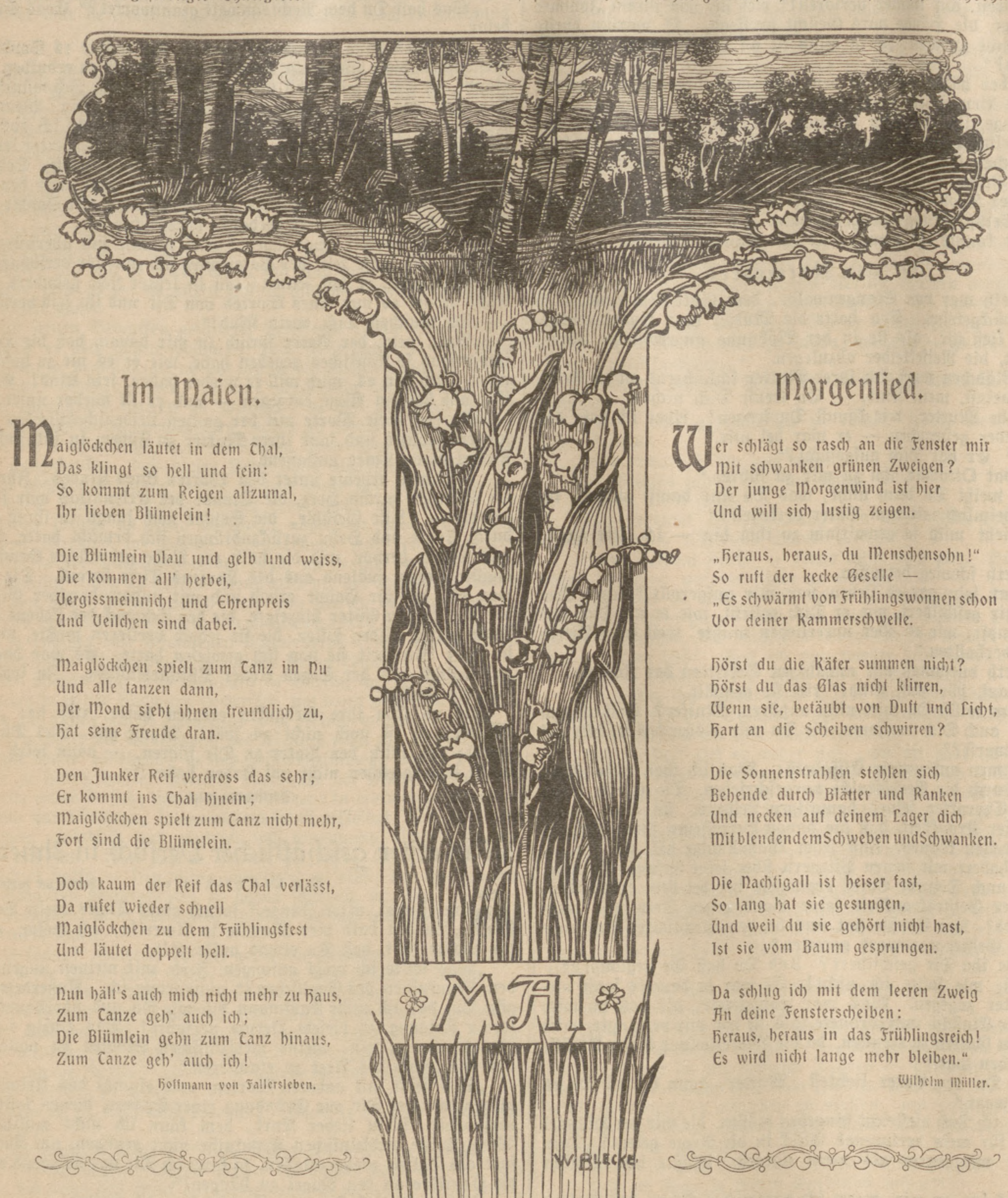
„Gott bewahre! Das sind veraltete Ansichten! In Amerika kann man alles, ohne es gelernt zu haben! Nur frisch darauf los, es geht schon, wenn man nur will! Die Schüchternheit wirst Du als Corpsstudent ja wohl abgelegt haben?"

„Welches Geschäft wäre dann wohl das passendste, Fred?"

„Nun, natürlich suchst Du Dir irgend eins aus, zu dem keine besondere Warenkenntnis gehört. Du warst ja überdies schon drei Wochen in einem Schuhladen beschäftigt! Also, was willst

Du noch mehr? Das ist ein sehr einträgliches Geschäft! Beim Einkauf mußt Du freilich etwas vorsichtig sein, daß man Dir nicht zu viel abverlangt. Nur nicht zu großen Vorrat an Waren auf einmal einlegen! Fünfhundert Dollar für den Anfang genügen vollständig, nachkaufen kannst Du ja immer und Du behältst einen hübschen Reservefond!“

Mein Vetter selbst hatte es ähnlich gemacht, und sein Vorschlag fand im Grunde meinen vollen Beifall: Die nächsten Wochen brachten mir eine angestrengte Thätigkeit.



Im Maien.

Maiglöckchen läutet in dem Thal,
Das klingt so hell und fein:
So kommt zum Reigen allzumal,
Ihr lieben Blümelein!

Die Blümlein blau und gelb und weiss,
Die kommen all' herbei,
Vergissmeinnicht und Ehrenpreis
Und Veilchen sind dabei.

Maiglöckchen spielt zum Tanz im Nu
Und alle tanzen dann,
Der Mond sieht ihnen freundlich zu,
Hat seine Freude dran.

Den Junker Reif verdross das sehr;
Er kommt ins Thal hinein;
Maiglöckchen spielt zum Tanz nicht mehr,
Fort sind die Blümelein.

Doch kaum der Reif das Thal verlässt,
Da rufet wieder schnell
Maiglöckchen zu dem Frühlingsfest
Und läutet doppelt hell.

Nun hält's auch mich nicht mehr zu Haus,
Zum Tanze geh' auch ich;
Die Blümlein gehn zum Tanz hinaus,
Zum Tanze geh' auch ich!

Hoffmann von Fallersleben.

Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menschensohn!“
So ruft der kecke Geselle —
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in das Frühlingsreich!
Es wird nicht lange mehr bleiben.“

Wilhelm Müller.

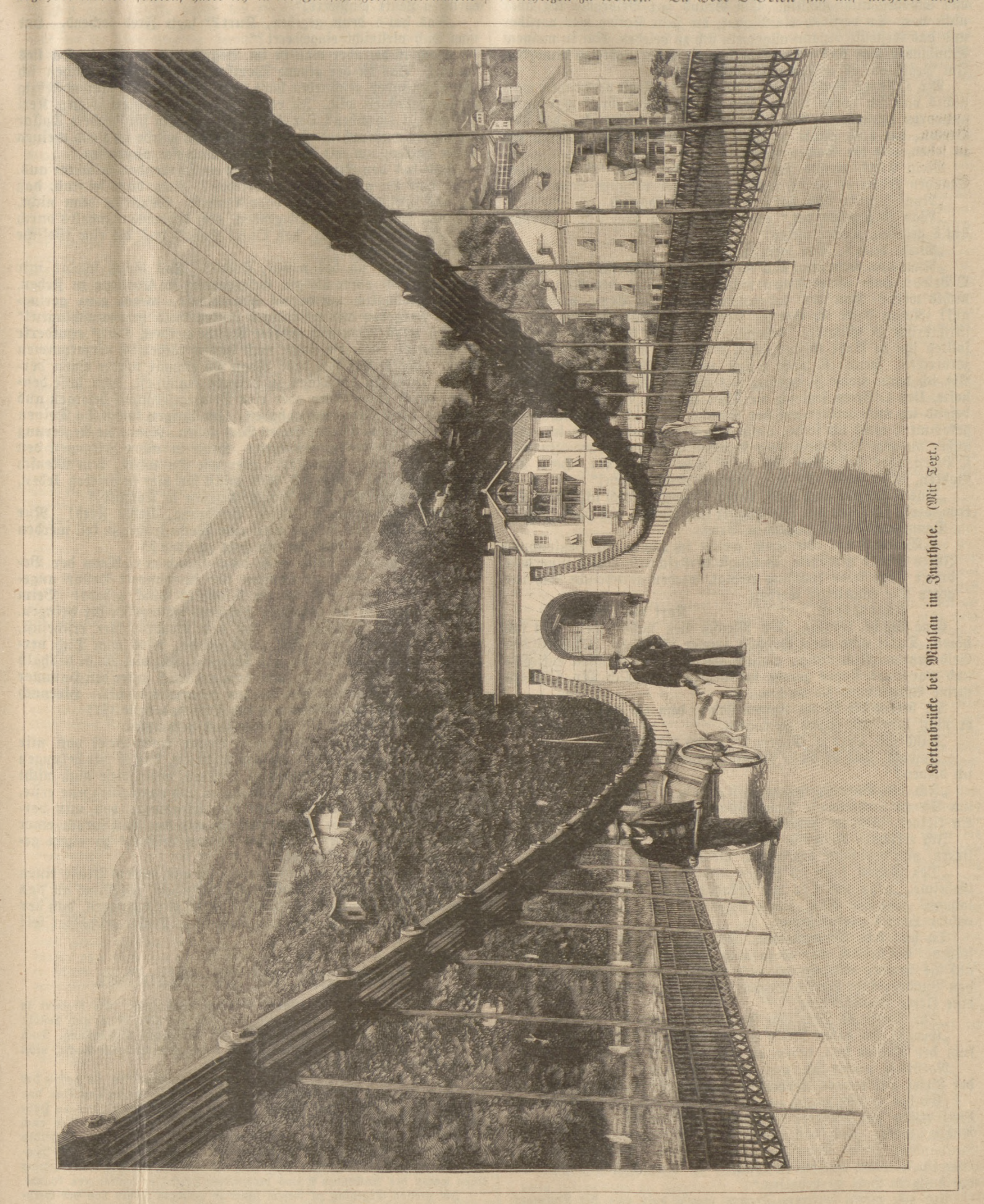
Ein passender Laden war bald gefunden und dann ging's ans Einrichten. Vierzehn Tage später war Geschäftseröffnung. Ein großer Teil des Anlagekapitals war fürs Schaufenster verwendet worden, der Erfolg war einfach großartig: Vom Morgen bis zum Abend drängten sich Passanten, um meine Ausstellung zu bewundern. Die in großen goldenen Lettern ausgeführte Aufschrift:

„Kurt von Gohren. Billigstes Schuhlager der Stadt“ schien die meiste Aufmerksamkeit zu erregen, so etwas sah man nicht alle Tage in Amerika!

Auch an Käufern fehlte es nicht. Ein liebenswürdiger Jüngling, von Brown war sein Name, welchen ich als Clerk (Ladendiener) engagiert hatte, war den ganzen Tag vollauf beschäftigt, Herrn und Damen Schuhe anzuprobieren. — Häufig waren diese Kunden auch von schwarzer Hautfarbe, welche die Geduld des Verkäufers auf eine harte Probe stellten, und dann hatte ich Gelegenheit, Mr. Browns eminente Fähigkeiten im Schuhverkauf zu bewundern, denn niemals unterließ er es, einer farbigen Dame, wenn sie auch ein halbes Dutzend Paar gut passender Schuhe anprobiert hatte, ohne zu kaufen, noch ein paar schmeichelhafte Worte mit auf den Weg zu geben! Meine Thätigkeit bestand eigentlich nur darin, die Kontrolle auszuüben und die Honneurs zu machen. Ich war ausgezeichnet mit dem Gang des Geschäftes zufrieden, schon dachte ich daran, einen zweiten Clerk anzustellen; wenn es so weiter ging, konnte ich in zehn Jahren ein wohlhabender Mann sein.

Am zweiten Tage ging es noch besser. Am Abend betrat ein Mann, nachdem er lange das Schaufenster aufmerksam betrachtet, den Laden und fragte, ob ich auch en gros verkaufe? Natürlich bejahte ich die Frage, die deutsche Bescheidenheit hatte ich ja längst abgelegt! Darauf gab er mir ein Verzeichnis von Schuhen, die

er wünschte. Der Betrag war nahe an hundert Dollar und die Schuhe in der Auswahl, wie er sie verlangte, nicht annähernd in meinem Laden vorrätig, da dieselben aber erst am nächsten Tage abgeholt werden sollten, hatte ich in der Zwischenzeit vollkommene



Kettenbrücke bei Mühlau im Innthale. (Mit Text.)

Muße, das Fehlende herbeizuschaffen. — Der Herr nannte sich O'Brien und gab vor, in einem Nachbarorte ein kleines Schuhgeschäft zu besitzen. Meine Nachforschungen bestätigten auch die Richtigkeit dieser Angabe.

Am nächsten Tage erschien Herr O'Brien wieder und nahm die Schuhe in Empfang. Er machte eine Anzahlung von fünfundzwanzig Dollars und versprach, den Rest in vierzehn Tagen berichtigen zu wollen. Da Herr O'Brien sich auf mehrere angesehene Geschäftsleute der Nachbarschaft berief, die für ihn bürgten, glaubte ich diesen kleinen Kredit nicht ablehnen zu dürfen. Etwas mußte immer riskiert werden, dachte ich. Wer nicht wagt, kann auch nicht gewinnen!

So verging die Woche, kamen die anderen Tage, auch nicht jenen beiden ersten gleich, so durfte ich doch immerhin mit meinem Erfolge zufrieden sein. Wenn die folgenden Wochen weniger günstig ausfielen, so lag das daran, daß im Hochsommer die Geschäfte überall flau sind, überdies ist anhaltende Dürre dem Verbrauch von Schuhen nicht günstig. Ein Grund zur Besorgnis lag aber nicht vor. So verstrich ein Monat, die stille Saison war vorüber und das Geschäft begann allgemein sich zu beleben. Nur in meinem Schuhladen war von einem Aufschwung leider nichts zu bemerken. Im Gegenteil, es wurde dort täglich stiller.

Mr. O'Brien hatte, obschon der Termin längst verstrichen war, nichts von sich hören lassen. Ein höflicher Mahnbrief war unbeantwortet geblieben! „Am besten wird's sein," dachte ich, „daß Mr. Brown, der doch nichts zu thun hatte, einmal hinausfährt, um zu sehen, wie die Sachen stehen.

Mein Clerk machte sich sofort auf den Weg. Nach einigen Stunden kehrte er zurück, nicht eben in der rosigsten Laune.

„Nun, Brown, was hat's gegeben?" sprach ich.

„Was es gegeben hat," erwiderte Brown ärgerlich. „Prügel hat's gegeben, weiter nichts!"

„Wieso denn? Von wem?"

„Nun, von wem denn anders, als wie von Ihrem famosen Mr. O'Brien! Habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt, der Mann wäre nichts wert? Von dem bekommen Sie keinen Cent, passen Sie auf! Kaum hatte ich ihm die Rechnung gezeigt, so fing er an, fürchterlich zu schimpfen, behauptete, er habe kein Geld und wir sollten ihn in Ruhe lassen; dabei drohte er, mir alle Knochen zu zerbrechen, wenn ich nicht eiligst seinen Laden verlassen würde. Als ich dann meine Forderung mit etwas mehr Nachdruck wiederholte, ließ O'Brien sogleich die That folgen. In einem Moment befand ich mich wieder auf der Straße. Wie ich eigentlich dahin gekommen, weiß ich selber nicht. Recht froh aber war ich, daß außer meinem Nasenbein kein Knochen gebrochen war. Zu Mr. O'Brien aber bekommen Sie mich nicht wieder hin, Herr von Gohren, selbst wenn Sie mein Gehalt verdoppelten!"

„Das sollen Sie auch nicht, lieber Brown," sprach ich, „dem Patron werde ich schon den Standpunkt klar machen und zwar sofort."

Dann verfaßte ich folgenden Brief:

„Werter Herr! Die Frist, welche ich Ihnen zur Begleichung Ihrer Schuld gewährte, ist längst verstrichen! Wenn innerhalb dreier Tage keine Zahlung erfolgt, werden gerichtliche Schritte gegen Sie eingeleitet werden.

Achtungsvoll Kurt von Gohren."

Eine Woche verging, der Mensch ließ nichts mehr von sich hören. Dabei ging mein Geschäft immer schlechter. Ich hatte das Geld jetzt wirklich nötig, meinen Clerk hatte ich schon entlassen und war eines Tages gerade im Begriff, persönlich Mr. O'Brien meine Aufwartung zu machen.

Da betrat ein Mann meinen Laden, dem ich sofort ansah, daß er nicht kam, um etwas zu kaufen.

„Sind Sie Herr v. Gohren?" sprach der Fremde.

„Jawohl, das ist mein Name," antwortete ich. „Womit kann ich dienen?"

„Ich bin Bundesgeheimpolizist," fuhr er fort, „und komme, um Sie zu verhaften." Dabei öffnete er seinen Rock und zeigte ein kleines, silbernes Schild, das äußere Abzeichen seiner Würde.

Ich erklärte, da müsse auf jeden Fall ein Irrtum zu Grunde liegen, und verlangte den Grund meiner Verhaftung zu wissen.

„Den Grund kann ich Ihnen nicht mitteilen," erwiderte der Geheime, „selbst wenn er mir bekannt wäre. Hier ist Ihre Vorladung! Wie Sie sehen, lautet dieselbe einfach, Sie dem Bundesrichter Harris vorzuführen."

Da half kein Wiederstreben. Ich erklärte mich bereit, ihm zu folgen. Schließlich war es ja auch gleichgültig, ob ich im Laden auf die Kunden wartete, die nicht kamen, oder die Bekanntschaft von Bundesrichter Harris machte, das letztere gewährte wenigstens eine kleine Abwechselung.

„Ihr Name ist Herr von Gohren?" sprach Mr. Harris.

„Gewiß! Sie haben diesen Brief an Mr. O'Brien geschrieben?" fuhr der Richter fort, indem er meinen Brief vorlas.

Natürlich mußte ich mich hierzu bekennen. „Aber was hat der Brief mit meiner Verhaftung zu thun?" fragte ich erstaunt.

„Er hat so viel damit zu thun, daß Sie sich durch diesen Drohbrief gegen die Bundesgesetze vergangen haben, erwiderte der Richter ernst, „und daß ich Sie bis zu Ihrem Prozesse unter fünfhundert Dollar Bürgschaft stellen werde. Sollten Sie diese Bürgschaft nicht auftreiben können, so bin ich gezwungen, Sie vorläufig in Haft zu behalten."

Auf alle meine weiteren Fragen wurde mir nur die Antwort, daß die Zeit eines Bundesrichters, die übrigens mit achttausend Dollar per Jahr vergütet wurde, viel zu kostbar sei, um einem Angeklagten die Gesetze zu erläutern. Dafür gäbe es Gesetzbücher. Aus besonderer Gefälligkeit wurde aber schließlich der Bestand meines Ladens als Bürgschaft angenommen!

Zornentbrannt stürzte ich zu meinem Vetter.

„Das also," schrie ich ihm entgegen, „ist eure viel gepriesene, amerikanische Freiheit: daß man die Diebe laufen läßt und die ehrlichen Leute einsperrt!"

„Was hat's denn gegeben, Kurt?" sagte Fred lachend. Hat man Dich vielleicht eingesperrt?"

„Noch nicht, aber man ist im Begriffe, es zu thun! Da lies einmal! Das ist der genaue Wortlaut des Briefes, welchen ich jenem Irländer geschrieben habe, der mich um die fünfundsiebzig Dollar betrügen will. Ist es wohl möglich, einem solchen Kerl höflicher zu schreiben? Der Spaß soll mir nun fünfhundert Dollar kosten oder entsprechende Haft! Am liebsten würde ich gleich meinen Koffer packen, um mit dem nächsten Dampfer abzureisen!"

Fred las den Brief und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Das hast Du also wirklich geschrieben? Nun, dann sei froh, daß Du mit fünfhundert Dollar davonkommst. Weißt Du denn nicht, daß man keinen Brief beleidigenden, oder drohenden Inhalts durch die Post versenden darf, daß Onkel Sam*) das als eine tödliche Beleidigung auffaßt?"

„Wie kann ich das wissen, Fred?" Das Gesetz scheint mir aber ganz mit eurer übrigen Gesetzgebung im Einklang zu stehen, welche gewöhnlich nur darauf hinausläuft, wegen ganz geringfügiger Vergehen aus anständigen Leuten Geld herauszuschlagen!"

„Du wirst schon noch anderer Ansicht werden, Kurt," erwiderte mein Vetter, dem die Sache noch immer lächerlich vorzukommen schien. „Merke Dir aber das: Wenn Du einmal wieder einen derartigen Brief an den Mann zu bringen wünschest, dann lasse denselben durch einen Boten oder eine Privatgesellschaft besorgen und niemand kann Dir etwas anhaben. Im übrigen kannst Du Deinen Gefühlen hier vollständig freien Lauf lassen. Nenne die Regierung die korrupteste der ganzen Welt! Heiße in allen Zeitungen den Präsidenten einen Dummkopf, oder wie Du willst, kein Mensch wird sich darum kümmern! Aber willst Du hier in Frieden leben, so komme nicht mit Onkel Sams Gesetzen in Konflikt!"

„Sehr verbunden für Deine Belehrung, lieber Fred! Nur schade, daß Du mir dieselbe nicht eine Woche früher zu teil werden ließest! Und was rätst Du mir jetzt zu thun?"

Fred dachte eine Weile nach, dann sprach er: „Wenn der Bestand Deines Ladens als Kaution für fünfhundert Dollar angenommen ist, dann hast Du ein kolossales Glück gehabt! Beim Verkauf wird Dir die Geschichte höchstens hundert Dollar bringen. Wenn Du zum Termine nicht vor dem Bundesrichter erscheinst, wozu ich Dir auf keinen Fall raten würde, wird man Dich verhaften, wo man Dich findet, sich übrigens nicht viel Mühe deshalb geben. Deinen Laden wird Onkel Sam natürlich unter den Hammer bringen. Zu verlieren hast Du hier jedenfalls nichts. Hiernach magst Du selbst beurteilen, was für Dich das beste ist!"

Zu dieser Einsicht bin ich denn auch gekommen.

Nach fünf Jahren erhielt mein Vetter einen Brief von mir aus San Franzisco, worin ich ihm mitteilte, daß es mir gelungen sei, mir eine gesicherte Existenz zu gründen, wenn diese auch nicht im Schuhgeschäfte fundiere, so sei dieses und namentlich jene erste, denkwürdige Geschäftstransaktion doch keineswegs von mir vergessen worden. — Vor allem hatte ich mir den Wahlspruch einer edlen Zunft: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten," zu eigen gemacht und darnach gehandelt.

Als wohlsituierter Doktor erlaubte ich mir, diesem Briefe einen Wechsel von fünfhundert Dollar einzuverleiben, adressiert an das Schatzamt zu Washington. Niemand sollte mir nachsagen, daß der gute Onkel Sam durch mich um fünfhundert Dollar geschädigt sei!

Neues über die Bergkrankheit.

Die Bergkrankheit ist eine längst bekannte Erscheinung. Sie beginnt in Europa für viele Personen bei einer Höhe von 3000 Meter und besteht in Atemnot, Kopfschmerz, Appetitlosigkeit und allgemeiner Abspannung. Doch ist die Art und Weise des Empfindens eine durchaus individuelle Sache, nicht alle Personen reagieren in der gleichen Weise.

Als wir vor einigen Jahren ein mehrtägiges Standquartier im Hospiz des großen St. Bernhard (2472 Meter) aufgeschlagen hatten, trafen Touristen von Martigny ein, die nach ihrer Ankunft trotz der verhältnismäßig geringen Höhe alle Symptome der Bergkrankheit zeigten, welche bei einigen derselben auch am folgenden Tage noch nicht gehoben war. Selbst schon auf der Riffelalp (2127 Meter) oberhalb Zermatt wurde vor drei Jahren ein Fall von ausgesprochener Bergkrankheit beobachtet, ohne daß die sofortige ärztliche Untersuchung einen wegen des keuchenden Atems vermuteten Herzfehler konstatieren konnte.

Im grellen Gegensatz zu diesem schon in geringen Höhen von der Bergkrankheit befallenen Personen stehen andere, bei denen die gleichen Symptome viel später auftreten, und auch bei diesen besteht wieder ein manchmal sehr

*) Scherzweise Bezeichnung für die Vereinigten Staaten.

großer, individueller Unterschied bezüglich des Grades der auch heute noch nicht mit absoluter Sicherheit erklärten Krankheit. Vielleicht die größte Widerstandsfähigkeit gegen dieselbe bewies der Bergführer Matthias Zurbriggen aus Macugnaga, der unter allen jetzt Lebenden am höchsten gestiegen ist, indem er nicht nur das Himalajagebirge bereiste, sondern auch die Südalpen Neuseelands. Im Januar 1897 nahm er mit dem renommierten Alpinisten Fitz-Gerald den Vulkan Aconcagua in Chile in Angriff und während sein Begleiter einige hundert Meter unter dem 6970 Meter hohen Gipfel zurückbleiben mußte, gelangte Zurbriggen allein auf denselben und hat damit eine Höhe erklommen, die bis zur Stunde von keinem Menschen übertroffen wurde. Erwähnt mag noch sein, daß nach der Behauptung Fitz-Geralds der Aconcagua nicht nur 6970, sondern noch etwas über 7320 Meter hoch sei. Von der ungewöhnlichen Widerstandsfähigkeit des Führers Zurbriggen gegen die Bergkrankheit nur ein spezielleres Beispiel. Er bestieg mit dem Engländer Conway den 5888 Meter hohen Gipfel des Pioneer Peak und von dem Aufenthalte auf dieser den Montblanc noch um 2000 Meter übertreffenden Höhe sagt Sir Conway: „Wir fühlten uns alle schwach und elend, wie Menschen, die eben das Krankenbett verlassen, nur Zurbriggen war imstande, eine Cigarre zu rauchen.“ Natürlich that er dies weniger des Genusses wegen oder um ein Bedürfnis zu befriedigen, sondern mehr nur, um zu zeigen, daß er das überhaupt noch vermochte. Denn auch er empfand etwas Unwohlsein und war, wie er sagte, nicht imstande, die beiden Schuhe unmittelbar nacheinander zu schnüren, ohne innezuhalten und tief zu atmen. Trotzdem aber sprach er die Ueberzeugung aus, bei langsamem Vorwärtsdringen noch weitere 2000 Meter steigen zu können. Das käme dann der Höhe des den Montblanc um 4000 Meter überragenden Gaurisankar (Himalaja) gleich, der nach dem englischen Oberst, welcher zuerst seine Höhe maß, auch Mount Everest genannt wird. Es ist der Traum und das Streben der Alpinisten, diesen höchsten Gipfel der Erde zu ersteigen, um von dort auf die Hochländer hernieder zu blicken, von welchen aus die arische Rasse ihre welterobernden Züge unternahm.“

Wie es in dieser Höhe mit der Bergkrankheit aussehen wird, bleibt also vorerst noch abzuwarten. Da es aber unzweifelhaft ist, daß diese Krankheitserscheinung mit der verdünnten Luft in ursächlichem Zusammenhang steht, deren Dichtigkeit mit zunehmender Höhe sich stetig vermindert, so lag der Gedanke nahe, in luftverdünnten Räumen auf ebener Erde Versuche anzustellen. Es war Paul Bert, der als Gouverneur in Tonkin leider zu früh verstorbene ehemalige Professor der Physiologie an der Sorbonne zu Paris, der einen großen Luftverdünnungsapparat bauen ließ, in den er sich selbst einschloß, um dann durch allmähliche Verdünnung der Luft den Druck derselben in gleicher Weise zu vermindern, wie er sich für den Bergsteiger mit zunehmender Höhe verringert. Als die Manometerablesung ein Sinken des Luftdrucks in dem Apparate auf 430 Millimeter ergab, was etwa dem Barometerstande auf dem Montblanc entspricht, fühlte sich Paul Bert in seinem Glashause bereits recht unwohl: Atmung und Pulsfrequenz waren sehr beschleunigt, Ohrensausen, sowie ein Gefühl starker, geistiger Benommenheit stellten sich ein, so daß der gelehrte Professor nicht einmal mehr die einfachsten Rechenexempel lösen konnte und z. B. vergeblich versuchte, die Zahl seiner Pulsschläge mit drei zu multiplizieren. Also ganz die gleichen Symptome, wie bei der eigentlichen Bergkrankheit, die besonders auch von einer vorübergehenden Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit begleitet ist. So tritt, um nur eines zu erwähnen, bei Bergbesteigungen geradezu regelmäßig eine gewisse Gedächtnisschwäche auf, infolge deren z. B. ein italienischer Professor der Botanik während des Aufstiegs allmählich die Namen der Pflanzen vergaß und sich derselben erst beim Abstieg wieder erinnerte.

Die Versuche mit der pneumatischen Kammer wurden seitdem von einer ganzen Reihe von Forschern fortgesetzt, bei allen trat dasselbe pathologische Bild auf, nur bei der einen Versuchsperson früher, bei der anderen später. Der berühmte Alpinist Angelo Mosso, Professor der Physiologie in Turin, hat Luftverdünnungen widerstanden, die einer Höhe von 11650 Meter entsprachen, während der Gaurisankar, dieser höchste Berg der Erde, nur 8800 Meter mißt, damit den Montblanc allerdings doch noch um 4000 Meter übertrifft. Die Barometersäule zeigte nur noch eine Höhe von 192 Millimeter (statt 760 am Meeresspiegel) und Prof. Mosso konnte sie mit der Hand vollständig überspannen. Eine gewisse Apathie abgerechnet, war sein Zustand auch bei dieser hochgradigen Luftverdünnung noch ganz erträglich und er unterbrach den Versuch nur, weil der (in der pneumatischen Kammer) auf den Tisch gelegte Bleistift herabrollte und in einen mit Wasser gefüllten Eimer fiel, so daß Mosso nicht weiter schreiben konnte — ein Herausnehmen des Bleistifts aus dem Wasser aber hätte ihm zu viel Belästigung verursacht. In 15 Minuten war er wieder von der „künstlich“ erklommenen Höhe herabgestiegen, d. h. beim normalen Barometerdruck angelangt und eine halbe Stunde später saß er bei einem seiner Freunde zu Tisch, ohne jedoch den gleichen Appetit wie am vorhergehenden Tage zu entwickeln.

Auch Tiere sind empfindlich gegen verdünnte Luft, am meisten wohl die Katzen. In Südamerika, wo infolge des Tropenklimas die menschlichen Ansiedelungen über 4000 Meter emporragen, kommen an Orten, die über 3500 Meter hoch liegen, keine Katzen mehr vor und alle Versuche, sie dahin zu verpflanzen, schlugen fehl: die Tiere zeigten sich sehr bald niedergeschlagen, wurden von Konvulsionen ergriffen, die an epileptische Anfälle erinnerten, und starben. In der pneumatischen Kammer genügt die geringfügige Herabsetzung des Luftdrucks um nur 21 Centimeter, die einer Höhe von 2800 Meter entspricht, um eine ausgewachsene Katze zum Schlummern zu bringen und eine Verlangsamung ihrer Atemfrequenz um zehn Atemzüge in der Minute herbeizuführen. Auch Pferde und Maultiere werden bergkrank und namentlich unterliegen Hund und Affe der Bergkrankheit sehr leicht. Unter die Glasplatte einer Luftpumpe gebrachte Vögel zeigen sich erst dann unruhig und fallen auf die Seite, wenn der Druck der sie umgebenden Luft auf 400 Millimeter gesunken ist, was einer den Montblanc noch um etwas überragenden Meereshöhe entspricht. Eine auffallende Ausnahme macht die Ente. Es ist bekannt, wie überraschend lang diese Tiere den Kopf unter Wasser halten können, wenn sie Nahrung suchen und taucht man ihm den Kopf gewaltsam unter, so sterben sie erst nach sechs bis sieben Minuten — ein Hund dagegen schon in der Hälfte der Zeit. Unter der pneumatischen Glocke aber zeigt sich die Ente gegen entsprechende Luftverdünnung äußerst empfindlich und stirbt plötzlich, nachdem sie den Kopf heftig geschüttelt hat. Daß auch niedere Tiere unter dem Einfluß der verdünnten Luft leiden, kann man leicht beobachten, wenn man einen Hund unter eine pneumatische Glocke setzt, sobald ein gewisser Grad der Luftverdünnung eingetreten ist, kommen die ihn bewohnenden Flöhe aus dem Fell hervor, springen mit sichtlicher Unruhe umher und suchen offenbar der Belästigung zu entfliehen. Alle diese Erscheinungen in der pneumatischen Kammer sind als künstlich erzeugte „Bergkrankheit zu ebener Erde“ aufzufassen, die andauernde Luftverdünnung bedeutet für den Insassen des Apparates einen „künstlichen Aufstieg“ und umgekehrt.

Völlig analog treten die Erscheinungen der Bergkrankheit bei Ballonfahrten auf und auch hier ist die persönliche Anlage eine außerordentlich verschiedene, so daß die Beschwerden bei den einzelnen, mit Luftschiffern aufgefahrenen Personen in sehr verschiedenen Verdünnungen der Luft und mit äußerst ungleicher Heftigkeit sich einstellten: während der eine bereits in Erstickungsgefahr sich befand, verspürte sein neben ihm in der Gondel sitzender Nachbar kaum ein leichtes Unwohlsein. Im allgemeinen aber hat die Wissenschaft aus aerostatischen Aufstiegen bis jetzt wenig Vorteil ziehen können, weil das Schweben in der Luft dem Menschen die für genaue Beobachtungen nötige Ruhe benimmt, auch die Beschränkung des Raumes und die Schwankungen der Gondel große Schwierigkeiten verursachen. So viel aber steht fest, daß bei Ballonfahrten die Symtome der Bergkrankheit in der Regel sehr viel später erscheinen als bei Bergaufstiegen und es ist das durch den Wegfall einer jeden ermüdenden Bewegung wohl am einfachsten zu erklären. Ganz ebenso verhält sich's mit dem „künstlichen Aufstieg“ in der pneumatischen Kammer, wobei ja ebenfalls jede Muskelthätigkeit ausgeschaltet ist; auch hier kann durchschnittlich eine wesentlich größere Luftverdünnung bis zum Eintritt des Unwohlseins ertragen werden, als bei wirklichen Bergaufstiegen.

Trotzdem aber ist sowohl der künstliche, wie auch der aerostatische Aufstieg (ganz abgesehen von mechanischen Unfällen) kein so ungefährliches Experiment, wie es auf den ersten Anblick erscheint. — Gewisse Personen sind gegen die verdünnte Luft in der pneumatischen Kammer äußerst empfindlich und bei Ballonfahrten kommt hierzu noch das oft schwer schädigende Moment der Furcht. So sind im Jahre 1875 die beiden Luftschiffer Spinelli und Sivel in einer Höhe von 8540 Meter gestorben und es ist heute noch ein Geheimnis, wie bei ihnen der Tod schon in einer relativ so geringen Erhebung eintreten konnte. Sie waren von Gaston Tissandier, dem Herausgeber der Zeitschrift „La nature“, begleitet, der mit 8000 Meter in einen Schlummerzustand fiel, wodurch seine Lebensfunktionen herabgesetzt wurden und er unversehrt in die höchsten Regionen der Atmosphäre gelangte. — Der Schlaf war sein Retter. Seine Gefährten, offenbar widerstandsfähiger gegen die Wirkung der verdünnten Luft, waren bei seinem Entschlummern noch an den mitgenommenen Apparaten thätig, um aber schon wenige hundert Meter höher zu sterben. An Sauerstoff hat es ihnen nicht gefehlt, denn die Schläuche eines noch teilweise damit gefüllten Sackes lagen neben ihnen. Vielleicht, daß sie dieselben nicht mehr ergreifen konnten, wahrscheinlicher aber ist, daß die Furcht ihr Nervensystem schnell erschöpft und in einer unerwarteten Weise die Wirkungen des herabgesetzten Luftdrucks vermehrte. Wohl können mutige Menschen Anwandlungen von Furcht und dergl. beherrschen und verbergen, aber für die Dauer keineswegs unterdrücken und tritt dieser Moment ein, so ist die potentierte Energie des Nervensystems rasch erschöpft. Auch in der pneumatischen Kammer traten wahrscheinlich infolge jener unbewußten Furcht ernste Fälle auf, obschon der erreichte Grad der Luftverdünnung dazu in keinem Verhältnisse stand und also zur Erklärung der betreffenden Erscheinungen nicht ausgereicht hätte. Wie wir bald sehen werden, sind diese Thatsachen für die neue Erklärung der Bergkrankheit von großer Bedeutung.

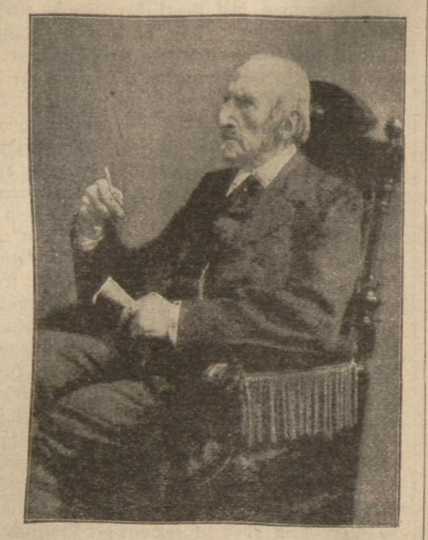
Bis in die neueste Zeit wurde der Mangel an Sauerstoff als die vorwiegende Ursache der Bergkrankheit angesehen. Denn da nach Abrechnung der mehr sekundären Begleiterscheinungen wie Kopfschmerz, Uebelkeit u. s. w. die nie fehlende Atemnot sozusagen als wesentlicher Hauptteil in der Mitte des Krankheitsbildes erscheint und andererseits die Atmung in einer Aufnahme von Sauerstoff und Abgabe von Kohlensäure besteht, so lag die Vermutung nahe, für die Bergkrankheit in der Hauptsache den Mangel an Sauerstoff verantwortlich zu machen, welcher mit der nach oben fortschreitenden Luftverdünnung sich ja stetig vergrößerte. Der oben genannte französische Physiologe Paul Bert kleidete diese Ansicht in eine wissenschaftliche Form, indem er auf Grund angestellter Untersuchungen die beiden Hauptschlüsse zog, daß 1) das arterielle Blut schon auf der Höhe des großen St. Bernhard (2472 Meter) weniger Sauerstoff enthalte, als es normalerweise besitzen sollte und daß dasselbe 2) in einer den Montblanc wenig übertreffenden Höhe schon ärmer an Sauerstoff sei, als das venöse Blut in Meeresspiegelhöhe. Paul Bert stützte sich dabei u. a. auch auf die langen Versuchsreihen des französischen Arztes Jourdanet, welche dieser während eines vieljährigen Aufenthaltes auf den Hochebenen Amerikas angestellt hatte.

(Schluß folgt.)



Die neue Uferanlage am Düsseldorfer Rheinhafen. Die eben vollendeten Uferanlagen am Düsseldorfer Rheinhafen bilden den Abschluß der umfangreichen Bauten, die seit zehn Jahren vorgenommen wurden, um der mächtig aufblühenden Stadt den gebührenden Anteil am Rheinverkehr zu sichern. — Nachdem im Süden durch den Hafen, im Norden durch den Brückenbau das Rheinufer neuzeitlich umgestaltet war, blieb nach Beseitigung der Schiffbrücke noch das 855 Meter lange eigentliche Stadtufer in den Strom vorzuschieben und als Uferstraße auszubauen. Das ist in drei Jahren mit einem Kostenaufwand von $3^1/_2$ Millionen Mark geschehen. Der 20 Meter breite Staden mit vier elektrisch betriebenen Kranen dient dem Personen-, Stück- und Eil-

gutverkehr, dem direkten Umschlage zwischen Schiff, Bahn und Fuhrwerk, sowie der Abfertigung der hier anlegenden, ab Köln direkt mit den Häfen des Mittelmeeres, der Nord- und Ostsee verkehrenden 32 Rhein-Seedampfer, während die Hochuferstraße den langersehnten Deichschutz gewährt, dann aber auch mit ihrer baumbestandenen Rheinpromenade, dem breiten Fahrwege und dem bequemen Bürgersteige an der Stadtseite das lange vermißte Bindeglied in der großen Düsseldorfer Ringstraße bildet. Ein großer Teil der Hochuferstraße ist nach niederländischer Art unterkellert, wodurch 3000 Quadratmeter Lagerraum gewonnen und unschöne Schuppen auf dem Werft überflüssig geworden sind, und die Rheinpromenade wird gegen das Werft durch ein durchbrochenes Gitter aus bayrischem Granit, dem mancherlei reizvolle Zwischenbauten eingefügt sind, wirksam abgeschlossen. Erwähnt seien nur im Süden ein zierliches Turmhäuschen, der „Hafenvogt“, in der Mitte das Pegelhäuschen und weiter südlich das Düsselschlößchen, das auf nur 100 Quadratmeter Grundfläche mit seinem 36 Meter über das untere Werft sich erhebenden kupfergedeckten Turme, einem zweiten, niedrigeren mit bastionsartiger Zinne, mit seinem stolzen Giebel und freudigrotem Ziegeldache einem Bau des romantischen Mittelalters gleicht. Nördlich der neuen Brücke, auf der in gleicher Profilierung terrassenförmig angeschütteten ehemaligen Golzheimer Insel befindet sich die diesjährige Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung.



Hermann Allmers †. (Mit Text.)

Kettenbrücke bei Mühlau im Innthal. Was das Innthal so überaus anziehend und reizvoll macht, ist die Vereinigung seiner großartigen Gebirgsnatur mit einer idyllischen und traulichen Friedlichkeit. Das ernste und trotzige Antlitz der silberhäuptigen Bergriesen wird abgemindert durch das lachende Grün der fruchtbaren und üppigen Thalwandungen. In dieser lichten und heiteren Natur erinnert nichts an die blutigen Verzweiflungskämpfe der Tiroler Freiheitshelden gegen die französisch-bayerische Invasion, denn auch die Bewohner des Landes spiegeln treulich den liebenswürdigen Charakter ihrer Umgebung wieder. Selbst dort, wo die Ueberreste einer waffengewaltigen Vergangenheit sich mit trotzigen, zerklüfteten Felsmassen zu dräuender, imposanter Gesamtwirkung vereinen, wie beispielsweise in der bei Landeck belegenen Ruine Schroffenstein, wird das Bild nicht ernst und düster, sondern bloß romantisch und pittoresk. Einen ausschließlich lieblichen und anmutigen Zauber üben demgegenüber die reichbelaubten Hänge bei Mühlau aus, bekannt durch seine stattliche Kettenbrücke, die den freundlichen Ort mit dem rechten Ufer des Inn und dadurch mit der nahebelegenen Stadt Innsbruck verbindet.

Hermann Allmers †. In seinem Heimatorte Rechtenfleth im Lande Osterstade verschied am 9. März der Dichter Hermann Allmers, nach seinem Hauptwerke der „Marschendichter“ genannt. Als Sprosse eines alten Bauerngeschlechtes am 11. Februar 1821 geboren, war er zuerst Landwirt und trieb dann in Berlin, München und Rom ästhetische, geognostische und kunstgeschichtliche Studien; auch machte er große Wanderungen, zog sich aber immer wieder in sein Heimatdorf zurück und blieb schließlich dauernd dort, wo er seinen Hof zu einer Stätte der Gastfreundschaft machte, zu der Künstler, Philosophen und Gelehrte von weither kamen. Prächtige Schilderungen seiner Heimat gab er in dem „Marschenbuch“, das eben jetzt in vierter Auflage erschienen ist, und farbige Kultur- und Landschaftsbilder in den „Römischen Schlendertagen“. Er veröffentlichte außerdem warmempfundene Gedichte und feinsinnige Novellen, und auch als Dramatiker hat er sich erfolgreich versucht.



Genau berechnet. „Ach, Herr Rat, bleiben Sie doch noch — es ist ja erst zwölf Uhr!“ — „Nein, Kinder, es ist gerade Zeit so; eine Stunde dauert die Gardinenpredigt, dann kann ich eben noch gut ausschlafen bis zum Frühstück!“

Eigentlich sonderbar. A.: „Der Herr, der dort drüben geht, kommt auch in seinem Leben zu nichts!“ — B.: „So, was ist er denn?“ — A.: „Alles mögliche ist er schon gewesen, zuletzt sogar Luftschiffer; aber auch da konnte er nie so recht in die Höhe kommen.“

Der Sammler. Frau „Ich habe heute in Deinem Album gesehen, daß Du nicht eine einzige Ansichtskarte von Norderney hast. Oskar . . . möchtest Du mich da nicht diesen Sommer mal hinschicken?“ St.

Eine charakteristische Verordnung erschien am 11. Oktober 1784 speziell für Galizien. Hierin heißt es u. A.: „Um den Unfug der Trunkenheit bei Brautleuten und ihren Beiständen zu steuern, soll das Landvolk nur vormittags zur Trauung zugelassen werden, und falls das Brautpaar schon am Vormittage betrunken wäre, so ist es dem Pfarrer bei 12 Gulden Strafe verboten, die Trauung zu vollziehen.“

Theaterpomp im 18. Jahrhundert. Im Jahre 1753 gelangte im Dresdener Opernhause die Oper „Enzio“ von Hasse zur Aufführung. Der dabei entfaltete Pomp war so großartig und das Entzücken der Dresdener teilte sich den Orchestermitgliedern derart mit, daß der alte Hofpauker vor Freude ein Loch in seine Pauke stieß. Die Dekorationen waren von dem berühmten Servandi aus Paris neu hergestellt; zur Maschinerie, welche mehr als 8000 Lichter zur Beleuchtung bedurfte, waren 250 Personen angestellt. Im Triumphzuge erschienen nacheinander: 6 Tirailleurs, 30 Hornisten, 24 Lanciers, viele gefangene Hunnen, 23 leichte Reiter, 6 Hunnenprinzen, 23 schwere Infanteristen, 8 Maultiere und 8 Dromedare, geführt von 16 Sklaven und gleich den 4 folgenden Wagen mit reichlicher Beute beladen, 12 Speerträger, 3 Adler, 4 Träger mit Beute, insbesondere massiv-goldenem Geschirr, 26 prätorianische Gardisten, 6 Staatspferde, 26 Ritter, 5 Adler, 8 Lictoren, 9 Senatoren, 3 Rauchfässerschwinger, 12 Zinkenbläser, der Triumphwagen von 4 prächtigen Isabellen gezogen, 9 Musiker, die bekränzten Vettern des Triumphators, 28 leichte Reiter, 20 Troßknechte und 20 Infanteristen, deren 60 noch außerdem den Thron des Kaisers umgaben. In dem beschriebenen Zuge waren nicht weniger als 102 Pferde. Beim Schlußballe waren 300 Personen auf der Bühne. K.



Wenn frischgepflanzte Bäume nicht austreiben, so deutet dies gewöhnlich auf Fäulnis der Saugwurzeln hin. Ein nochmaliges Verpflanzen solcher Bäume läßt diese aber in der Regel neue Saugwurzeln machen und austreiben.

Gegen Durchfall der jungen Gänse soll sich folgendes Mittel sehr gut bewährt haben. Man siedet Wein mit einigen Eicheln zusammen und schüttet davon warm den Tieren täglich zwei bis dreimal einen Eßlöffel voll ein. Wo Eicheln fehlen, kann man an deren Stelle eine kleine Quantität zerschnittener Eichenholzzweige mit dem Wein sieden lassen.

Kräuterkoteletts. Diese Kotelettes werden von einem altschlachtenen Kalbscarré gemacht und nachdem man die Rippenknochen einige Centimeter heruntergepocht hat, recht gleichmäßig dick geschnitten, so daß sich an jedem Kotelett eine Rippe befindet. Nachdem werden sie mürbe geklopft und mit wenig Salz und Pfeffer bestreut. Nun hackt man eine Handvoll Petersilie, 6—8 Sardellen, 8—12 kleine Champignons, 1 Gebund Schnittlauch, einige Schalotten und 1—2 Eßlöffel voll Kapern recht fein, streut hiervon auf eine flache, dicht mit Butter ausgestrichene Kasserolle die Hälfte, legt dann die Kotelette darauf, streut die andere Hälfte der Mischung darüber, gießt zerlassene Butter oben darauf und brate die Kotelettes ganz kurz vor dem Anrichten, aber nicht braun, nur auf beiden Seiten steif. Den Bratensatz rührt man mit Fleischbrühe oder übrig gebliebener Bratensauce von der Kasserolle los, schärft ihn mit Citronensaft ab, und richtet ihn über die Koteletts an.

Vexierbild.



Wo ist sein Spielgefährte?

Rätsel.

Es stirbt das Jetzt, das Morgen wird zum Heut',
Rastlos entrollt die kaum geword'ne Zeit
In zweifelhafte, bange Finsternis —
Nur das Vergangene ist uns gewiß!
Noch einmal aber weckst du, süße Macht,
Ein längst verklung'nes Glück in milder Pracht,
Reichst auch dem Aermsten deines Trostes Licht,
Unglücklich ist er doch in deiner Nähe nicht.
Nach deinem ew'gen Sterne, still und hoch,
Gerichtet, lächelt sanft sein Auge noch! —

Karl Staubach.

Die Auflösung ist im Text des Rätsels enthalten.

Charade.

Das Erste dient zu Festgelagen,
Das Andre muß zur Höhe ragen;
Das Ganze steht in Afrika
Am Meeresstrand als Zweites da. —

Anagramm.

Sobald der Frühling kommt ins Land
Prang' ich in blumigem Gewand.
Ein weiteres Zeichen füge an,
Zum kleinen Räuber werd' ich dann.

Julius Falck.

Zahlenrätsel.

1
2 3 4
5 1 3 6 2
1 5 7 2 3 8 9
5 2 10 11 12 2 5 5 11
6 11 12 3 12 13 14 15 16 2 3
14 8 14 17 8 18 14 15 16 2 19 8 3
15 16 8 12 5 11 18 18 2 3 20 12 9 3 3
10 8 11 5 11 21 2 12 11 3 2 14 2
17 8 1 14 2 12 14 18 9 16 5
8 5 18 2 12 18 16 9 7
4 2 6 2 17 1 8
8 17 1 20 8
1 15 8
16

An Stelle der Zahlen in vorstehender Figur sind Buchstaben in der Weise zu setzen, daß folgende Benennungen entstehen: 1) Ein Vokal. 2) Nebenfluß des Neckar. 3) Ein Baum. 4) Fluß in Hannover. 5) Person aus „Don Juan“. 6) Ein Märchen. 7) Fluß im britischen Nordamerika. 8) Badeort in der Provinz Schlesien. 9) Berühmter italienischer Maler der venet. Schule des 16. Jahrhunderts. 10) Isoliertes Gebirge in der Rheinfläche bei Breisach. 11) Ein historischer Zeitabschnitt. 12) Ein König von Judäa. 13) Ein Sohn Josephs. 14) Provinzialhauptstadt in Peru. 15) Ein Konsonant. — Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe einen Teil Oesterreichs. P. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Arithmogriphs: **P**feilschwanz, **F**leisch, **E**llipse, **I**saias, **L**anze, **S**cheffel, **C**henille, **H**anf, **W**appen, **A**lice, **N**ephelin, **Z**weifel. — Des Rätsels: Arm, Arme, Armee. Des Logogriphs: Fuchs, Fuchsia.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.